

**HEYNE <**

### *Über das Buch*

»Ein paar Bienen schwirrten um ihren Kopf. Anstatt um sich zu schlagen, wie die Mägde es taten, blieb Johanna ruhig. Eine der Immen landete auf ihrem Ärmel. Vorsichtig hob sie einen Arm und betrachtete das Tierchen. Die Fühler wippten auf und ab. Orangefarbener Staub überzog den pelzigen Leib mit den gelblich schwarzen Ringeln. Wieder und wieder wischte die Biene mit ihren Hinterbeinen über ihren dreigeteilten Körper. Vorsichtig wendete sie ihren Arm, um die Imme auch von der anderen Seite zu betrachten. Ihre transparenten Flügel, von zarten Linien durchzogen, glitzerten im Sonnenlicht. Irgendwo in Johannas Bauch kribbelte etwas, als stünde sie kurz davor, eine Entdeckung zu machen.«

Ein ergreifender Roman über eine junge Frau, der alles genommen wird, in einer Zeit, in der schlaue Frauen als gefährlich galten, und ihren Weg zur Gerechtigkeit, begleitet von der Liebe zu den Bienen und der Natur.

### *Über die Autorin*

Agnes Johanna Flügel ist systemischer Coach, Autorin, Schreibcoach und Imkerin. Für ihren Traum von einem Leben im Einklang mit der Natur hängte sie ihren Job in der Hamburger Medienbranche an den Nagel und gründete in Schleswig-Holstein die „Honigmanufaktur Flügelchen“. Dort entwickelte sie u. a. Workshops und Seminare rund um Bienen, Natur und Nachhaltigkeit. 2018 zog es sie für mehrere Jahre nach Lissabon. Sie berät Menschen, Teams und Organisationen rund um Veränderungsprozesse, Nachhaltigkeit und Klimaschutz online oder vor Ort in ihren Herzensstädten Hamburg und Lissabon. Auch in ihrem ersten Roman bleibt sie ihren Bienen und dem Wunsch, ihnen und der Imkerei mehr Wertschätzung zu verschaffen, treu.

Agnes Johanna Flügel

DER WEG  
DER  
BIENENFRAU



Historischer Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967  
Originalausgabe 05/2025  
Copyright © 2025 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Ingola Lammers  
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design  
unter Verwendung von Bridgeman Images  
(Gainsborough's House, Buyenlarge Archive/UIG),  
Shutterstock.com (AVA Bitter, ilolab, mart)  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-453-42679-5

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Fortis Fortuna Adiuvat!







# PROLOG



Nie war Lena die Leiter zum Dachboden ganz hochgestiegen. Damals, vor zehn Jahren bei ihrem Einzug in das alte Gutshaus, hatte sie lediglich den Kopf durch die Luke gesteckt und geschaut, ob die Möbelpacker auch wirklich alle Kartons hinaufgeschafft hatten. Von ihren alten Schallplatten hatte sie sich nicht trennen wollen, auch wenn sie gar keinen Plattenspieler mehr besaß. Sie hatte die Schätze ihrer Teenagerzeit im Laufe der Jahre vergessen, und erst an diesem Morgen waren sie ihr wieder eingefallen, als sie eine Liste mit den Punkten anfertigte, die bis zur Schlüsselübergabe erledigt werden mussten. Nun konnte sie den Gang auf den Boden nicht länger herausschieben. Demnächst sollte die nächste Fuhré ihrer Möbel abgeholt werden, und die Zeit drängte.

Wie immer in den letzten Wochen, die von nichts anderem als der Aufteilung des gemeinsamen Hausstandes, Ausmisten und Packen gefüllt waren, schlüpfte sie nach dem Frühstück in ihre Arbeitsklamotten und ging in den ersten Stock, wo sich die Leiter zum Dachboden befand. Ein paar tote Bienen, Mäusekötel und Flusen rieselten

auf ihren Kopf, als sie die Luke langsam öffnete. Lena schloss die Augen und pustete mit vorgeschobener Unterlippe über ihr Gesicht, doch einiges blieb auf ihrer eingecremten Haut kleben. Also ließ sie es einfach dort.

Vorsichtig kletterte sie die Leiter hinauf und blieb an der Öffnung stehen, damit ihre Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnten. Die morschen Dielen ächzten unter ihrem Gewicht, dann erinnerte sie sich an den Schornsteinfeger, der ein Jahr zuvor hier oben gewesen war, um zu schauen, was den Abzug des Kamins verstopft hatte. Lena entdeckte seine Fußabdrücke auf dem Boden, der über und über mit den Halmen von Reet aus der Dachdeckung und Vogelkot übersät war, und hoffte, dass die wurmstichigen Planken auch sie trugen. Behutsam setzte sie einen Fuß vor den anderen und zog den Kopf ein, damit die Spinnweben, die wie Vorhänge von den Dachsparren hingen und von einer leichten Brise hin und her geweht wurden, nicht in ihrem Haar hängen blieben. Spinnen waren das Einzige, woran sie sich auch nach zehn Jahren Landleben noch nicht gewöhnt hatte. Dabei war das Reetdach des alten Hauses voll davon und sie hatte sogar aus ihren Klamotten morgens beim Anziehen immer mal wieder ein Exemplar geschüttelt.

Staub und Insekten tanzten in dem schwachen Lichtstrahl, der durch die Eulenlöcher zu beiden Seiten des Giebels fiel und nur einen kleinen Streifen des weitläufigen Dachbodens in schummriges Licht tauchte. Tauben gurrten, aber sie sah sie nicht. Die Luft roch abgestanden und leicht süßlich, als würde irgendwo ein Tier ver-

wesen. Lena presste die Lippen aufeinander und atmete flacher. Irgendwo raschelte etwas. Sie zuckte und starrte mit zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit. Ihr war mulmig zumute. Sie zog das Handy aus ihrer Jackentasche und tippte auf das Symbol mit der Taschenlampe. Im Lichtkegel erschienen aufeinandergestapelte Milchkannen, die wie erstarrte Gespenster auf irgendetwas zu warten schienen. Krüge und Glasflaschen lagen herum, einige waren zerbrochen. Hölzerne Rechen und ein Schürhaken lehnten an dem Schlot des Schornsteins, und die rostige Schneide einer Sense ragte feindselig in die Luft. Das Knäuel eines verhedderten Pferdegeschirrs türmte sich in einer hölzernen Wanne, wie sie einst bei Haus-schlachtungen verwendet wurde. An einem Dachsparren hing an einem Nagel eine angelaufene Bettpfanne, an einem anderen ein leerer Bilderrahmen. Seitlich von ihr bewegte sich etwas, und sofort tauchten in Lenas Fantasie Fratzen auf, wie sie es aus der Geisterbahn kannte. Dann stellte sie fest, dass es nur ein alter Spiegel war und sie sich vor sich selbst gefürchtet hatte. Die Geräusche des Hofes drangen zu ihr hinauf. Lena hörte, wie der Postbote auf das Grundstück fuhr, über den knirschenden Kies der Auffahrt lief. Der Briefkastendeckel klapperte. Wenn sie genau hinhörte, nahm sie sogar das Rauschen der Ostsee wahr, die ein Grund dafür war, dass ihr Mann und sie sich einst sofort in diesen einsamen Flecken verliebt hatten.

Lena tastete sich weiter vorwärts, fühlte mit einem Mal etwas Weiches unter ihrer Sohle und zog erschrocken den Fuß hoch. Mit Schaudern blickt sie auf die vertrockne-

ten Reste eines Vogels. Sie schubste die Vogelmumie mit ihrer Schuhspitze aus dem Weg und wirbelte gleichzeitig eine kleine Staubwolke auf. Ganz hinten an der Giebelwand unterhalb einer der Uhlenfluchten, wie die Leute hier auf dem Land die Eulenlöcher nannten, standen ihre Kartons. Hell und glatt leuchtete die Pappe im Lichtkegel des Handys. Zielstrebig steuerte sie darauf zu. Plötzlich splitterte Holz, ihr linker Fuß brach durch eine Latte. Sie ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten. Schweiß trat auf ihre Stirn und ihr Blut hämmerte in den Ohren. Sachte zog sie ihr Bein hoch, aber der Fuß steckte fest. Vorsichtig ging sie in die Knie und brach mit der Hand die splittrigen Holzteile ab, die sich in ihren Knöchel bohrten. Als das Loch groß genug war, zog sie ihren Fuß heraus und blieb reglos auf den Knien sitzen. Sie fühlte sich wie auf einer Eisfläche, die jederzeit brechen konnte. Sie angelte nach ihrem Handy, das sie vor Schreck hatte fallen lassen und nun eine Armlänge entfernt von ihr im Schmutz lag. Sie zog das Telefon zu sich heran und leuchtete in das Loch, um ein Foto des Schadens für ihren Vermieter zu machen, auch wenn er damit noch mehr Grund zum Meckern bekam. Lena seufzte, als sie daran dachte, wie oft er unangemeldet auf den Hof gefahren war und sie wegen allem und nichts ermahnt hatte. Vor allem der Löwenzahn und die Gänseblümchen, die sie wegen ihrer Bienen nicht spritzte, waren ihm ein Dorn im Auge. Wenigstens das würde sie nicht vermissen, dachte sie und fühlte einen Hauch von Erleichterung inmitten des Stress und der Furcht vor ihrer unbekann-

ten Zukunft. Sie richtete ihr Handy auf den mit zerbröseltem Stroh und Holzsplittern angefüllten Hohlraum, tippte auf den Auslöser und prüfte, ob das Foto scharf genug und auch alles drauf war. Lena stutzte, zog das Bild mit den Fingern größer und betrachtete es mit gerunzelter Stirn. Unter einer der geborstenen Planken, die sie aus ihrer Position nicht einsehen konnte, lugte etwas hervor, das anders aussah als der übrige Dreck, der sich in dem Loch gesammelt hatte. Sie beugte sich vor, legte ihren Kopf auf die Seite und leuchtete mit ihrem Handy unter das Dielenbrett. Dann wischte sie mit ihrer freien Hand Holzstückchen und Stroh zur Seite und zog ein Büchlein in der Größe eines Notizbuches hervor. Ungläublich betrachtete sie ihr Fundstück und blies über den ledernen Einband, sodass eine kleine Wolke aufwirbelte. Das Leder war fleckig und abgewetzt, hier und da ganz rau, aber gleichzeitig auch so weich, wie Leder nur dann wurde, wenn man es täglich benutzte. Ein derber Zwirn, der entlang des Buchrückens verlief und an zwei Stellen durch Leder und Papier gezogen war, hielt die Seiten zusammen. Wie ein rohes Ei hielt Lena ihr Fundstück in den Händen und betrachtete es von allen Seiten. Sie legte es in ihrem Schoß ab, wischte ihre Hände mehrmals an ihrer Hose sauber und öffnete behutsam den Deckel. Das kräftige Papier war vergilbt und angelaufen, an den Kanten bröckelte es etwas. Mit Fingerspitzen blätterte sie vorsichtig durch die Seiten, die eng mit einer Schrift beschrieben waren, die Lena kaum lesen konnte. Nur das Datum ganz oben auf der ersten Seite konnte sie entziffern.

12.5.1649 las sie und hielt vor Aufregung die Luft an. Behutsam blätterte sie durch die vergilbten Seiten. Auf einigen befanden sich Skizzen von Pflanzen, auf anderen waren rechteckige Flächen, daneben Symbole, die an Möhren oder Rüben erinnerten und die Lena als Pflanzpläne deutete. Andere Aufzeichnungen sahen aus wie Rezepte, mit Mengenangaben und einer Erklärung zur Zubereitung oder Anwendung. »Wahnsinn«, entfuhr es ihr, als sie weiter hinten Zeichnungen von Bienen, Bienenkörben und Imkerzubehör entdeckte, das genauso aussah wie die Geräte, mit denen sie in ihrer Imkerei arbeitete. Der unbekannte Zeichner hatte eine Gänsefeder abgebildet, mit der auch sie ihre Bienen von den Waben wischte. Auf einer anderen Seite war eine Art Kescher, den sie im Frühsommer beim Einfangen von Schwärmen benutzte, und außerdem ein unförmiges Ding mit einem Schleier, das sie als Imkerhut identifizierte. Sie entdeckte die Skizze eines Baumes, an dem ein Mensch mit einem Stück Wabe in der Hand von einem Astloch hinabkletterte. Ungläubig betrachtete Lena die Zeichnungen und auf einmal kamen ihr Bilder in den Kopf, wie sie sie aus Filmen von alten Zeiten kannte.

Ihre Kartons und der bevorstehende Umzug waren vergessen. Sie klappte das Buch zu und ließ ihren Fund in ihren Hosenbund gleiten. Bedächtig erhob sie sich und schlich zur Luke zurück. Als sie auf der ersten Sprosse der Leiter stand, fasste sie sich an den Hosenbund und überzeugte sich, dass ihr Schatz sicher verstaut war; erst dann kletterte sie hinab. Sie ging ins Wohnzimmer, setzte

sich an den Esstisch und legte das Buch auf die Tischplatte. Einen Moment betrachtete sie es nur, als hoffte sie, dass es allein dadurch sein Geheimnis preisgeben würde, dann klappte sie den Einband auf und versuchte die Wörter zu entziffern. Als es ihr nicht gelang, holte sie ihren Laptop aus ihrem Büro, in dem sich Honiggläser, Verpackungsmaterial und etliche andere Sachen aus ihrer Imkerei stapelten, für die sie ebenfalls einen neuen Ort finden musste. Zurück am Esstisch, googelte sie »Alte Schrift« und fand sofort, was sie suchte. Mühsam gelang es ihr, ein paar der Buchstaben anhand der altdeutschen Schriftbeispiele zu entziffern. Beim Blättern entdeckte sie einen Zipfel vergilbten Papiers, der aus dem Einband ragte. Ganz sachte und mit Fingerspitzengefühl zog sie daran. Ein zusammengefalteter Brief kam zum Vorschein. Irgendjemand musste ihn einst zwischen dem Ledereinband und dem Pappdeckel des Büchleins versteckt haben. Gleich am Abend wollte sie ihre alte Nachbarin fragen. Vielleicht konnte Wilma die Schrift lesen oder wusste, wer der Verfasser des Briefes sein könnte. Schließlich war sie auf dem Hof geboren worden, und ihre Familie lebte seit Generationen in dieser Gegend. Lena wollte das Geheimnis um das alte Buch und den Brief lüften, auch wenn ihr wegen ihres Auszuges nicht mehr viel Zeit dafür blieb.

Die Flasche Rotwein war fast geleert und die Kerze niedergebrannt. Hinter dem Wäldchen gegenüber der Hofstelle wurde es bereits wieder hell. Das Büchlein und

der Brief lagen vor ihnen auf dem Couchtisch. Lena hatte stundenlang gelauscht, was Wilma ihr von den früheren Generationen, die auf dem Hof gelebt hatten, erzählte. Ihre Nachbarin war richtig in Fahrt gekommen.

»Wusstest du«, sagte Wilma, während sie ihr Weinglas in der Hand schwenkte, »dass die Friedensverhandlungen nach dem Dreißigjährigen Krieg fünf Jahre dauerten und es zäher Verhandlungen bedurfte, bis der Krieg endlich mit dem Westfälischen Frieden beigelegt wurde?« Sie wartete gar nicht erst auf eine Antwort, sondern fuhr gleich fort. »Das ›Heilige Römische Reich Deutscher Nation‹ erholte sich langsam von den Schrecken der vergangenen Jahrzehnte. Hier, bei uns auf der Halbinsel Schwansen, am äußersten Zipfel des Reiches, war von den Kriegshandlungen wenig zu spüren gewesen.« Doch dann senkte die alte Frau ihre Stimme. »Das Leben nahm seinen gewohnten Gang, und doch rollte ein Unheil auf die ahnungslosen Menschen zu.« Wilma nahm einen Schluck Rotwein, ihre Augen ruhten gedankenversunken auf dem Brief, der vor ihnen auf dem Tisch lag, und erzählte weiter.

Lena nahm das alte Büchlein samt dem Brief an sich und ging müde, doch erfüllt von den Geschichten, die Wilma ihr die ganze Nacht über erzählt hatte, auf ihren Hof zurück. Eine Brise wehte von der Ostsee herauf und kühlte ihre Wangen. Eine Amsel trällerte. Als sie von der Allee auf ihren Hof bog, wurden die Geschichten, die Wilma ihr von den früheren Generationen er-

zählte vor ihrem inneren Auge lebendig. Sie sah eine Bäuerin namens Johanna mit Kopftuch und Schürze mit einem Korb in der Hand in Pantinen über den Hof laufen, Gänse wuselten auf dem Hofplatz, und ein paar Ferkel suhlten sich auf der Wiese in einer Pfütze. Am Rand eines Gemüsegartens standen in einem Regal Bienenkörbe nebeneinander, aus der Scheune drang das Muhen der Kühe, und Milchkannen klapperten.



# KAPITEL 1



Johanna ging zum Gemüsegarten, nahm die Hacke und arbeitete sich mit gekrümmtem Rücken die Reihe entlang. Rübe um Rübe flog in hohem Bogen in den Weidenkorb. Ab und an landete ein Krümel Mutterboden in ihrem Gesicht und blieb an ihrer verschwitzten Haut haften. Dicke schwarze Lehmklumpen klebten unter ihren Holzschuhen und machten ihre Schritte schwer. Hastig pulte sie einen Regenwurm aus der umgeworfenen Erde, bevor er zurück ins schützende Erdreich schlüpfte, und warf ihn zu den anderen in das Schälchen. Später würde sie ihre Ausbeute zu den Hühnern bringen. Ihr aufgeregtes Gackern klang bereits in ihrem Ohr. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie sich vorstellte, wie sich das Federvieh um die Leckerbissen reißen würde. Johanna richtete sich auf, wischte sich mit dem Ärmel ihrer Leinenbluse den Schweiß aus dem Gesicht und verschmierte dabei ein paar Krumen über Stirn und Wangen. Sie stemmte die Hände in die Taille, bog ihren schmerzenden Rücken zum Hohlkreuz und atmete ein paarmal tief ein und aus.

Sie liebte den Duft des frisch umgegrabenen Ackers, und wenn dann noch der Wind auffrischte und sich eine Brise Meeresluft von der nahen Ostsee dazumischte, mochte sie es besonders gern. Jetzt, im Oktober, gab es sehr viel zu tun, um den Garten und die Felder auf den nahenden Winter vorzubereiten.

Der Hof ihrer Familie lag auf der Halbinsel Schwansen. Einst hatten die Schwäne dem Landstrich ihren Namen gegeben. Bei Sturm und hohem Wellengang kamen sie vom Meer auf das Land, um Schutz zu suchen. Dann saßen sie wie leuchtend weiße Steine inmitten der Felder und warteten ab, bis sie wieder hinaus aufs Meer konnten. Eichenwälder prägten die Landschaft und man munkelte, dass ein Eichhörnchen bis nach Eckernförde gelangte, ohne den Boden zu berühren. Wer hier heraus fand, hatte sich verirrt oder führte etwas im Schild. Wann immer ein Karren oder ein Wanderer die Allee hinabkam, wurden die Bewohner des Hofs wachsam und beobachteten den Fremden argwöhnisch, bis sein Ansinnen geklärt war.

Ihr Zuhause gehörte als Meierhof zum Gut Kohövede, das eine halbe Tagesreise entfernt Richtung Eckernförde lag. Johannas Vater war für eine der Viehherden des Gutsbesitzers verantwortlich und musste regelmäßig einen Teil der gemolkenen Milch dort abliefern. Dafür stand ihre Familie unter dem Schutz des herrschaftlichen Gutes und hatte einige Privilegien. Sie durften in den weitläufigen Ländereien jagen, ihre Schweine in den Wald zur Mast

treiben, Holz schlagen und alles sammeln, was in Wald und Flur zu finden war. Die Familie beackerte ein paar Felder, baute Gemüse an und machte Heu. Außerdem gab es Federvieh, ein oder zwei Schweine für den Eigenbedarf und zwei Ackergäule.

Das Wohnhaus und die Scheunen waren aus Feldsteinen gebaut, die von den umliegenden Feldern stammten. Nach jedem Winter wurden sie vom Eis aus dem Boden geschoben und mussten im Frühjahr abgesammelt werden, damit Pflug und Egge bei der Aussaat nicht zu Schaden kamen. Lange bevor Johanna auf die Welt kam, hatte ein Brand die einstige Fachwerkkate in Schutt und Asche gelegt. Als man sie wiederaufbaute, hatte man einfach ein weiteres Stockwerk auf das ursprüngliche Fundament gesetzt. Nun thronte das Reetdachhaus auf den alten Feldsteinen wie eine weiße Glucke auf ihrem Nest. Eine breite Treppe mit Löwenskulpturen zu beiden Seiten, für die Größe und Bedeutung des Hofes etwas zu herrschaftlich und zu teuer geraten, führte hinauf zur Eingangstür. Ihr Knarzen hallte über den ganzen Hof und warnte das Gesinde, wenn der Hausherr zu einem Kontrollgang aufbrach oder, was ihnen lieber war, wenn er ihn beendete. Er war der Einzige, der die Freitreppe nutzte. Die anderen Bewohner des Hofes bevorzugten den Hintereingang oder gingen durch den Eingang unterhalb der Treppe, der auf dem schnellsten Wege in die Küche führte. Hier machte es nichts, wenn jemand Erde oder Mist aus dem Stall an seinen Pantinen mit hereinschleppte. Ganz im Gegensatz zur Diele, die

stets piekfein und sauber war, als würde Besuch erwartet, der jedoch nie kam. Von der Diele ging es in die gute Stube, die von der Familie nur an Feiertagen betreten werden durfte oder wenn Johannas Vater Hof hielt und den Gutsherrn von Kohövede oder den Pastor empfing. Gegenüber der Stube lag das Arbeitszimmer. Hier saß er hinter einem imposanten Schreibtisch und trug die geleisteten Abgaben an das Gut Kohövede in lederne Folianten ein oder frönte seiner Leidenschaft für die Wissenschaft. Eine Marotte, die einem Mann seines Standes eigentlich nicht geziemte und der er nur dank der Bücherleihgaben der Herrschaften von Kohövede oder des Pastors frönen konnte.

Eine Treppe in der Diele führte hinab zu den Wirtschaftsräumen und der Küche. Hier herrschte Els, die Köchin und gute Seele des Hauses. Die Magd arbeitete schon für die Familie, als Johanna noch nicht auf der Welt war. Für Johanna war sie wie eine Großmutter. An ihre eigene hatte sie kaum Erinnerungen. Sie war gestorben, als Johanna noch klein war. Als Kind liebte sie es, den Lauf mit Schwung wie auf einer Rutsche hinabzugeilen und sich von Els und ihrem weichen Körper auffangen zu lassen. Als Johanna größer wurde und sie Els bei einer dieser Aktionen zu Fall gebracht hatte, verbat sich diese die schwungvolle Begrüßung. Els' Reich umfasste außer der Küche zwei Vorratsräume, in denen Käse, Würste und Schinken zum Reifen in Regalen lagen, und einen kühlen Kellerraum, in dem die gemolkene Milch vor ihrem Abtransport nach Kohövede gelagert wurde, ohne sauer

zu werden. Die Luft im Keller roch modrig und feucht, und selbst im Hochsommer fror man hier unten. Riesige Spinnennetze hingen von der Decke und streiften Kopf und Schultern, wenn man sich nicht tief genug bückte. Johanna mied das Verlies, wie sie den Keller nannte. Der Ort machte ihr Angst und beklemmte sie. Wenn sie doch mal etwas für Els oder ihre Mutter aus dem Keller holen musste, fantasierte sie, dass die Tür hinter ihr zuschlug und sie dort verreckte, weil niemand nach ihr suchte. Im Dachgeschoss unter den Schrägen des Reetdaches reihten sich drei winzige Kammern aneinander. Hier nächtigten Johanna und ihre Eltern. Bruder Veit hatte sich schon lange in die leer stehende und halb verfallene Kate des verstorbenen Schmiedes zurückgezogen und ließ sich seitdem kaum noch im Haus blicken. Sein Auszug hatte zumindest etwas mehr Ruhe ins Haus gebracht, auch wenn es um die Harmonie in der Familie noch nie gut bestellt war. Zwischen Johannas Eltern gab es kein Einvernehmen, von einem liebevollen Miteinander ganz zu schweigen. Der Hausherr machte die Ansagen, und die Familie hatte sich zu fügen. Vielleicht war das der Grund, warum Johanna und ihre Mutter so zusammengerückt waren und Johanna so oft es ging Ruhe und Frieden in der Natur suchte.

Zwei Scheunen flankierten das Wohnhaus und den gepflasterten Hofplatz. In seiner Mitte stand die Linde, in die Johanna als Kind gerne geklettert war, um sich zu verstecken. Von hier obenwarf sie kleine Zweige auf die ahnungslosen Knechte, die unter der Linde Wasser

aus dem Brunnen schöpften. Nur unter Anstrengung konnte sie sich das Lachen verkneifen, wenn sie verärgert um sich schlugen, weil sie dachten, von Pferdebremsen umschwirrt zu werden. In den Scheunen befanden sich die Ställe des Viehs, und dort wurde im Spätsommer die Ernte gedroschen und das Getreide gelagert. Am hinteren Ende der Scheunen und mit ausreichend Abstand zum Haupthaus lagen die Kammern für das Gesinde. Johannas Vater war daran gelegen, seine Leute fern des Haupthauses unterzubringen. Er war kein Freund von bierseligen Nächten und derben Witzen. Am Zahltag konnte es laut und lebhaft werden, wenn die Knechte die Mühsal der täglichen Schufterei mit Met oder dünnem Wein zu vergessen trachteten, ein Geburtstag oder eine Geburt gefeiert wurde. Außer Els gehörten noch zwei Mägde und drei Knechte zum Hof, die immer mal wieder wechselten, weil sie heirateten oder woanders ihr Glück suchten.

Im hintersten Winkel des Hofes, kurz vor dem schmiedeeisernen Tor, das hinaus auf die Allee führte, lag die Remise, unter deren Dach zwei Karren für die Milchtransporte, Pflüge, Egge und allerlei andere Gerätschaften standen. Dort befand sich auch die Kutsche, die nur zum Einsatz kam, wenn sie sonntags in die Kirche fuhren oder der Hausherr zu einem Besuch auf das Gut Kohövede einbestellt wurde. Hinter der Remise, geduckt und windschief, kauerte Veits Kate. Einst hatte hier der Schmied gewohnt, nun hauste Johannas Bruder Veit dort, und für die Bewohner des Hofes gab es nur selten einen Grund, diese Ecke des Hofes aufzusuchen.

Johannas Blick fiel auf den Apfelbaum am Ende des Rübenbeetes. Die Äpfel hatten in den letzten Tagen rote Bäckchen bekommen. »Lange wird es nicht mehr so mild und sonnig bleiben. Die Früchte müssen vom Baum«, murmelte sie, während sie mit zusammengekniffenen Augen die dunklen Wolken in der Ferne musterte. Herbst lag in der Luft. Die ersten Oktoberstürme würden bald über das Land jagen, und dem musste sie zuvorkommen. Äpfel mit Druckstellen konnten sie nicht gebrauchen. Sie ließen sich nicht lagern und faulten zu schnell. Ohne Obst im Winter häuften sich Schnupfen und Husten beim Gesinde, und das hieß es zu vermeiden. Es konnte tödliche Folgen haben, wenn aus einem Husten eine Lungenentzündung wurde. Die Unterkünfte der Leute waren im feuchtkalten Klima Schwansens meist kalt, klamm und schimmelig. Sie ließen sich kaum heizen, zudem war Holz teuer, und das Gesinde sparte, wo es ging, um über die Runden zu kommen und die Mäuler ihrer Kinder zu stopfen.

Johanna nahm sich vor, gleich am nächsten Tag mit der Ernte zu beginnen. Sie schüttelte ihre Arme aus, dehnte ihren Körper und machte sich wieder an die Arbeit. Der Gemüsegarten war ihr Reich. Er lag windgeschützt auf der Südseite des Hofs, umgeben von Johannisbeeren und Buchenhecken. Viel öfter als nötig stahl sie sich davon, kam hierher und hegte das heranwachsende Gemüse und die Kräuter. Hinter den Sträuchern war sie vor Blicken geschützt, bekam aber dennoch mit, was auf dem Hof vor sich ging oder wenn jemand nach ihr rief. Hier war sie

endlich einmal für sich, hing ihren Gedanken nach oder notierte Träume, Beobachtungen oder Ideen, die sie nicht vergessen wollte. Dann ging ihre Fantasie auf Wanderschaft. Sie träumte davon, eines Tages als Entdeckerin unbekannte Länder zu erforschen oder als Heilkundige die Pest und vor allem die Krankheit ihrer Mutter zu heilen. Dass es mehr gab als die Koppeln, den Gemüsegarten, den Weg zur Kirche und zum Markt, wusste sie vom Vater und aus seinen Büchern. Doch weiter als bis nach Eckernförde, der nächstgelegenen Fischer- und Hafenstadt, war Johanna bisher nicht gekommen. Die zweitägige Reise lag schon einige Jahre zurück. Dennoch erinnerte sie sich noch an jede Einzelheit. Damals hatte sie sich unbemerkt zwischen Säcken mit Rüben versteckt, die auf dem Markt rund um die Sankt-Nicolai-Kirche verkauft werden sollten. Die saftige Ohrfeige des Vaters, nachdem er sie unter der Ladung entdeckt hatte, schmerzte wieder, wenn sie nur daran dachte. Als Strafe für die eigenmächtige Tat hatte sie wochenlang Stubenarrest. Nicht einmal in ihren geliebten Gemüsegarten hatte sie gehen dürfen. Von den Sticheleien des Gesindes, die in der Zeit ihre Aufgaben im Garten übernehmen mussten, ganz zu schweigen. Ihr Radius würde wohl nie weiter als bis zur Kirche im Nachbarort und zum Ufer der Ostsee reichen, haderte sie und untersuchte die große und knackige Rübe, die sie gerade aus dem Boden gezogen hatte.

Die Rüben schienen besser zu gedeihen, wenn sie in einer Reihe mit Zwiebeln wuchsen, freute sich Johanna, als sie

eine Rübe nach der anderen aus dem Boden zog. Wenn sie fertig war, würde sie ihre Beobachtung in das rote Büchlein schreiben, das sie ihrem Vater zu ihrem zehnten Geburtstag abgetrotzt hatte. Es war ungewöhnlich für ein Mädchen ihres Standes, dass sie lesen und schreiben konnte. Sie hatte so lange gebettelt, bis ihr Vater eines Tages mürrisch einwilligte. Wozu soll das für ein Mädchen gut sein, hatte er stets entgegnet, bis er ihrem Drängen nachgab und erlaubte, dass der Pastor Johanna im Lesen und Schreiben unterrichtete, wofür diese ihm im Gegenzug die Wäsche machen oder für ihn kochen musste, wenn seine Magd wegen ihrer Monatsschmerzen ausfiel. Damals hatte sie behauptet, hauptsächlich Stickmuster notieren zu wollen. In Wahrheit wollte sie sich jedoch aufschreiben, was sie pflanzte oder was sie beim Gedeihen des Gemüses beobachtete. Sie presste darin Blüten, zeichnete Insekten oder skizzierte auffällig gewachsene Bäume oder was ihr sonst noch bemerkenswert erschien. Das Büchlein wurde zu ihrem Vertrauten, den sie nicht missen wollte, da es sonst niemanden gab, mit dem sie ihre Gedanken teilen konnte. Seit nunmehr fünf Jahren beobachtete sie, wie die Pflanzen im Zusammenspiel mit Wetter und Temperatur gediehen oder was ihr sonst in Feld und Flur so auffiel. Sie hatte bemerkt, dass die Sommer seit ein paar Jahren verregnet und die Winter kälter und länger wurden. Sie ernteten nicht mehr so viel wie früher, und das, was sie ernteten, war von schlechterer Qualität. Nicht nur ihre Familie litt darunter, auch auf Gut Kohövede klagte man. Immer öfter wurde

gemunkelt, dass Hexen schuld an der Misere waren, die mit dem Teufel eine Liebschaft hatten. Dank einer Buhlschaft mit dem Teufel hatten sie magische Kräfte, beeinflussten das Wetter oder hatten die Macht, die Ernte des Nachbarn verderben zu lassen. Die Angst ging um unter den Menschen, und jeder, doch vor allem Frauen, konnte zur Zielscheibe des Argwohns werden. Ein paar alte Weiber hatte man schon nach peinlicher Befragung mit Wasserprobe und anderen Folterungen der Teufelsbuhlschaft überführt und zum Tode verurteilt. Johanna wusste nicht, ob an den Gerüchten etwas dran war, aber unheimlich war es allemal.

Sie hob ihre Hand an die Stirn, kniff die Augen gegen die blendende Sonne zusammen und hielt nach ihrer Mutter Ausschau. Ganz in die Arbeit vertieft, hatte sie gar nicht mehr an sie gedacht, dabei war es unerlässlich, sie im Auge zu behalten, damit sie dem Teich vorn am Tor nicht zu nahe kam, vom Hinterhuf eines Pferdes getroffen wurde oder davonlief. Der Hof war voller Gefahren, und ihre Mutter benahm sich zuweilen wie ein ungezogenes Kind oder irrte orientierungslos herum. Johanna entdeckte sie am Ende des Gartens an der Buchenhecke und atmete auf. Ihre Mutter brach kahle Äste aus den Sträuchern, hob Blätter vom Boden und riss verwelkte Blüten ab. Sogar aus dieser Entfernung sah man, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Ihre Haube saß schief auf dem Kopf, ihre Garderobe wirkte nachlässig und ihr Gang war unsicher. Ziellos lief sie hin und her, näherte sich eher zufällig

lig dem Gemüsegarten und setzte sich schließlich auf die Bank, auf der sie früher stundenlang verweilt und Erbsen gepult oder Bohnen geschnippelt hatten. Johanna winkte ihr zu, doch ihre Mutter starnte geistesabwesend ins Nichts. Erst hatte niemand bemerkt, dass etwas Merkwürdiges mit ihr geschah. Es hatte eine Weile gebraucht, bis die Familie erkannte, dass es keine Zufälle sein konnten: Die Mutter vergaß Einkäufe auf dem Markt, sie verlegte Gegenstände und behauptete dann, jemand hätte sie bestohlen. Einmal verdächtigte sie Johanna, einen Korb voller Kirschen stibitzt zu haben, dabei hatte sie ihn selbst versteckt. Ein anderes Mal suchten sie stundenlang nach der Suppenkelle und fanden sie am Ende auf dem Plumpsklo.

In letzter Zeit war es schlimmer geworden. Die Mutter sprach immer weniger, und wenn, dann ergab es keinen Sinn. Sie wirkte, als lebte sie in einer anderen Welt. Selbst bei Handgriffen, die ihr einst in Fleisch und Blut übergegangen waren, benötigte sie nun wieder Unterstützung. Eine Unruhe und Getriebenheit ging von ihr aus, die sich selbst mit dem starken Gebräu aus Baldrian und Hopfen oder der Honigmilch nicht legte, die Johanna ihr zubereitete, wenn sie die Köstlichkeiten im Tausch gegen einen Fasan oder Hasen vom Pastor bekamen. Bei Johanna wirkte das wohlschmeckende Getränk sofort, selbst wenn sie sich vor Sorge über die unheimlichen Veränderungen bei ihrer Mutter den Kopf zerbrach und nicht einschlafen konnte.

Johanna beobachtete ihre Mutter einen Moment und

nahm ihre Arbeit wieder auf, beruhigt, sie in der Nähe zu wissen. Ihre Mutter hatte ihr beigebracht, was gegen die Leiden und Wehwehchen half, die die Menschen auf dem Hof immer wieder plagten. Durchfall, entzündete Wunden oder leichtes Fieber konnte sie gut mit Wildkräutern kurieren. Doch das reichte Johanna nicht. Sie war wissbegierig. In der Bibliothek des Pastors standen jede Menge Bücher mit Abbildungen exotischer Tiere und Pflanzen, die es ihr angetan hatten. Vor allem die Ausgaben mit Bildern des menschlichen Körpers und Abhandlungen über Krankheiten und deren Behandlung faszinierten sie. Ihr Lieblingsbuch jedoch war das Werk einer Frau namens Maria Sibylla Merian. *Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung* enthielt Stiche von Raupen und Schmetterlingen in allen Entwicklungsstufen. Jedes Mal, wenn sie an dem Regal vorbeiging, strich sie liebevoll mit dem Finger über den Buchrücken und träumte davon, eines Tages selbst einmal die Natur zu erforschen und die Wunder, die sie bei ihrer täglichen Arbeit im Garten oder auf dem Hof entdeckte, zu verstehen. Der Pastor war eigen mit seinen Heiligtümern. Nur selten, wenn er gute Laune hatte, weil ihm eine Predigt gut gelungen war oder eine üppige Kollekte den Klingelbeutel füllte, durfte sie eines der Bücher durchblättern. Meistens missfiel ihm Johannas Neugierde. »Wissen schadet künftigen Eheweibern. Das macht sie aufmüpfig. Schlimm genug, dass du lesen und schreiben kannst«, pflegte er zu sagen, nahm ihr das Buch aus der Hand und schob es ins Regal zurück.

Er hielt nichts davon, dass es in Städten wie Hamburg oder Lübeck anders zugegangen und Frauen dort sogar eine Erbschaft antreten und eigene Geschäfte führen durften. Das ist wider die Natur und gefährlich für die Ordnung im Lande, befand er und wetterte von der Kanzel herab, dass es Gottes Wille sei, dass die Frau dem Manne untertan sei. Ihr Vater dachte wie der Pastor. Er hielt nicht viel von Johannas Wissbegierde. Weiber waren dem Manne unterlegen, und daran gab es nichts zu rütteln. Er ließ sie die Wäsche zweimal hintereinander waschen und plätzen oder beauftragte sie mit einer anderen Hausarbeit, wenn er sie mit Kräutern, Mörser und anderem hantieren sah. Hexenwerk nannte er ihre Aktivitäten, obwohl ihre Behandlungen wirkten. Eines Tages nähte sie sich aus Stoffresten einen Vorhang und hängte ihn in der Küche vor die Ecke, in der sie ihre Kräuter, Sämereien und Pilze aufbewahrte. Vor Blicken geschützt, mischte sie in ihrem »Laboratorium« Tees, Tinkturen oder Salben. Ihre Kenntnisse sprachen sich herum. Immer häufiger kam das Gesinde mit Schürfwunden, einem verdorbenen Magen oder eitrigen Pusteln zu ihr, und wenn ein Pferd lahmt oder eine Kuh ein entzündetes Euter hatte, fragten die Knechte zuerst sie. Vor allem die Salbe, die sie eher zufällig aus etwas Honig, Beinwell, Sonnenblumenöl, Bienenwachs und dem Pulver eines zerstoßenen Brocken Propolis, mit dem Bienen ihre Stöcke abdichteten, gemischt hatte, schien zu wirken. Doch anstatt sich zu freuen, dass seine Leute nicht mehr so lange ausfielen, überging ihr Vater ihre kleinen Erfolge.

Die Hacke schnitt sich in den Mutterboden. Unermüdlich wie ein Uhrwerk arbeitete sie sich voran. Früher hätte sie diese Arbeit gemeinsam mit ihrer Mutter erledigt, erinnerte Johanna, und Szenen, in denen sie mit ihr stundenlang im Garten wirtschaftete und die Beete bestellte, tauchten vor ihrem inneren Auge auf. Manchmal hatte die Mutter dann von dem großen Krieg gesprochen, unter dem das ganze Reich jahrzehntelang gelitten hatte. Johanna hatte ungläubig gelauscht, wenn sie von den Gräueltaten der Söldner berichtete, die unter einem General Tilly in Magdeburg die Einwohner niedergemetzelt hatten, sodass kaum einer übrig geblieben war, und den anderen Scheußlichkeiten, die die Menschen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation so lange in Angst und Schrecken versetzt hatten. Oder sie sprach von den Hungerzeiten, als nicht nur die Armeen über die Lande zogen und wie die Heuschrecken alles wegfraßen, sondern auch die Ernten wegen des viel zu kalten Wetters immer magerer ausfielen. Dabei waren sie in ihrem entlegenen Winkel sogar noch glimpflich davongekommen. Wenn sie davon sprach, verstummte sie irgendwann, wurde blass und versank in Schweigen, als ob sie etwas sah, das Johanna verborgen blieb. Auch damals war sie schon hin und wieder eigenartig. Es hatte Tage gegeben, an denen sie wie ein kopfloses Huhn herumrannte und vergaß, was sie vorhatte, oder immer wieder dasselbe fragte. Damals hatte Johanna sich nichts dabei gedacht und sich einfach angewöhnt, ihre Aufgaben zu übernehmen und für sie mitzudenken. Und so war es geblieben.

Johanna entschied den Zeitpunkt für die Gemüseernte, plante den Washtag oder kümmerte sich um die Anliegen des Gesindes.

Der Wind trug das Lachen der beiden Mägde zu ihr herüber, die Johanna gebeten hatte, die frisch gewaschene Wäsche zum Bleichen auf die Wiese vor dem Tor zu legen. Dieses Jahr war es für Anfang Oktober noch ungewöhnlich warm, und mit etwas Glück würde die Kraft der Sonne reichen, damit der Gilb aus dem Tuch verschwand und die Wäsche wieder weiß strahlte.

Johannas Holzschuhe versanken in der dunklen, schweren Erde, und sie hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen. Vorsichtig krempelte sie mit ihren lehmigen Fingern die Ärmel ihrer grob gewebten Leinenbluse hoch, bevor sie die nächste Rübe aus dem Boden zog.

Ein paar Bienen schwirrten um ihren Kopf. Anstatt um sich zu schlagen, wie die Mägde es taten, blieb Johanna ruhig. Eine der Immen landete auf ihrem Ärmel. Vorsichtig hob sie einen Arm und betrachtete das Tierchen. Die Fühler wippten auf und ab. Orangefarbener Staub überzog den pelzigen Leib mit den gelblich schwarzen Ringeln. Wieder und wieder wischte die Biene mit ihren Hinterbeinen über ihren dreigeteilten Körper. An den hinteren Beinchen hingen kleine, orangefarbene Bröckchen. Hatte nicht der Pastor erzählt, dass Bienen ihren Nachwuchs aus den Blüten der Blumen sammeln? Waren die winzig kleinen Körnchen auf ihrem Pelz und an ihren Beinen vielleicht die Eier, aus denen neue Bie-

nen wurden, fragte sich Johanna und kniff die Augen zusammen, damit sie besser sehen konnte. Vorsichtig wendete sie ihren Arm, um die Imme auch von der anderen Seite zu betrachten. Ihre transparenten Flügel, von zarten Linien durchzogen, glitzerten im Sonnenlicht. Sie tastete das Insekt mit ihren Augen vom Kopf bis zum Hinterleib ab und überlegte, wo aus diesem kleinen Wesen so etwas Leckeres wie Honig kommen konnte. Irgendwo in Johannas Bauch kribbelte etwas, als stünde sie kurz davor, eine Entdeckung zu machen. Jedoch konnte sie nirgends auch nur ein Tröpfchen Honig geschweige denn junge Bienen erkennen, so sehr sie sich auch anstrengte. Ihr Arm schmerzte von der ungewohnten Haltung, und sie zwang sich, ihn ruhig zu halten, damit die Imme nicht davonflog. Ihr fiel ein hitziger Disput zwischen dem Pastor und dem Medicus aus Eckernförde ein, dem sie gelauscht hatte, während sie im Nebenzimmer die Wäsche plättete. Der Arzt wusste zu berichten, dass eine Nymphe namens Melissa die olympischen Götter mit Honig genährt hatte und sie nur deswegen ihre Göttlichkeit erlangt hatten. Der Pastor hatte zugehört und ab und zu etwas gegrummelt, was Johanna nicht verstand, dann plötzlich war er explodiert und hatte gewettet, dass der Medicus sich nicht in Sachen einmischen solle, die ihn nichts angehen. Er hätte sich um die Kranken zu kümmern und solle das Göttliche ihm überlassen, hatte er geschimpft. Nur mit Mühe und einem Gläschen Kräuterlikör konnte der Medicus ihn beruhigen. Dann hatte er das Thema gewechselt und von einem Mann namens

Hippokrates gesprochen, der mit Honig Fieber und Verletzungen geheilt habe. Sie hatte die Ohren gespitzt und hinter der Tür gelauscht. Als sie wieder zu Hause war, hatte sie sich notiert, was sie erinnerte, doch niemand wurde in den folgenden Wochen krank, sodass sie nicht ausprobieren konnte, was sie gehört hatte. Erst als sie eines Morgens auf dem Hofplatz beim Schleppen einer Milchkanne stolperte und hinschlug, trug sie Honig auf ihr aufgeschlagenes Knie auf. Sie fand, dass es schneller heilte, doch es brauchte mehr Erfahrungen, um sich eine Meinung zu bilden.

Von der See fegte eine Böe über sie hinweg und trug die Biene davon. Sie blickte dem Insekt nach, bis es mit der Umgebung verschmolz. *Ob ich dem Pastor mal über die Schulter schauen darf, wenn er seine Bienenkästen öffnet?* Bei dem Gedanken schlug ihr Herz vor Freude schneller, doch gleichzeitig wusste sie, dass diese Idee absurd war. Immen waren Männerache. Nur ein Mann hatte die Gabe, die gefährlichen Insekten zu bändigen. Das Wesen der Frau war dafür nicht geeignet. Sie würde einen besonders günstigen Moment abpassen oder heimlich zu Werke gehen müssen.

Jenseits des Tores liefen die beiden jungen Mägde geschäftig auf der Wiese hin und her und legten ein grün-weißes Mosaik auf das Gras am Bachufer. Wenn Waschtag war, hatten sie ein paar Tage lang von morgens bis abends zu tun. Bei einem Hof dieser Größe kam so einiges an Linnen zusammen. Danach würden die Mägde mit ihren geschundenen und wunden Händen zu ihr kommen und

sie um eine Salbe bitten, damit die Haut sich nicht entzündete und wieder weich und glatt wurde. Johanna zog einen alten Lumpen aus ihrer Schürze, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und steckte einige lose Strähnen ihres honigblonden Zopfes unter die Haube.

Die Sonne stand schon hinter dem Zenit. Wenn sie alle Reihen schaffen wollte, musste sie sich beeilen. Eifrig hackte sich Johanna durch die Reihen, zog eine Rübe nach der anderen aus der Erde und warf sie zu den anderen in den gut gefüllten Weidenkorb. Vielleicht würde ihr Vater sie ausnahmsweise loben, wenn er die reiche Ernte und die gute Qualität der Möhren sehen würde, dachte sie und legte sich noch ein bisschen mehr ins Zeug. In diesen Tagen kam sie kaum zur Ruhe vor lauter Arbeit, die getan werden musste, um Keller und Vorratskammern für den Winter zu füllen. Die Sonne versank bereits hinter dem Feld, das sich hinter dem Garten erstreckte, als sie endlich alle Rüben aus dem Acker gezogen hatte. Die Feuchtigkeit, die vom Meer aufstieg, legte sich auf Gräser und Blätter. Erschöpft und fröstelnd lehnte Johanna die Hacke an den niedrigen, geflochtenen Weidenzaun, der das Beet umgab. »Halt! Hier geblieben!«, brüllte Piet plötzlich über den Hofplatz. Sein Geschrei ging in einem schrillen Quielen unter. Johanna reckte sich und schaute über die Johannisbeersträucher. Im selben Moment brach ein Schwein unweit von ihr durch die Büsche und schoss auf sie zu. Geistesgegenwärtig sprang sie zur Seite und landete in der aufgebrochenen Erde. Hastig rollte sie sich auf die Knie, verbarg ihren Kopf unter ihren Armen und

lugte durch einen Spalt hindurch. Geifer flog durch die Luft. Die Hauer des Ebers blitzten links und rechts aus seinem Maul hervor. Piet stolperte durch die Sträucher, griff im Straucheln nach einem Stein und schleuderte ihn dem Eber hinterher. Der Wurf saß. Der Eber grunzte aufgebracht, als das Geschoss seinen Hintern traf. Er machte einen Satz und sprang über Johanna hinweg. Sein jauchiger Geruch stieg ihr in die Nase, und Geifer traf ihren Kopf. Der Strick, der um sein Hinterbein geknotet war, schlingerte über den Boden. Das Tier rannte weiter und verschwand hinter der Hausecke.

»Bist du verletzt?«, japste Piet und half Johanna auf die Beine.

»Hinterher!« Johanna hielt sich nicht mit einer Antwort auf und stolperte bereits über die aufgeworfene Erde hinter dem Eber her. »Lauf andersrum. Wir müssen ihn einkreisen«, rief sie Knecht Piet zu und lupfte den Saum ihres Kleides, um schneller zu sein. Das Schwein war ihr Fleischvorrat für ein ganzes Jahr. Auf keinen Fall durfte es entkommen. Piet trieb es jeden Morgen zusammen mit den anderen Schweinen in den Wald, damit es sich den Bauch mit Eicheln, Bucheckern, Engerlingen vollschlug. Der Eber hatte die Küchenabfälle bekommen und schon ein gutes Gewicht erreicht. Nun rückte der Schlachttag näher. Im Dezember, wenn es so kalt war, dass es keine Brummer mehr gab, die sich über das Fleisch hermachten, würde er aufgeschlitzt an einer Leiter hängen. Aus seinem Fleisch würden neben großen Schinken, mindestens fünf Mettwürste und sieben Blut- und Leberwürste

entstehen. Und aus seinen Borsten ein paar Bürsten, die sie im Haushalt brauchten.

Der Eber hatte den Garten hinter dem Haus durchquert und rannte zur Buchenhecke, die das Hofgelände zum Feld begrenzte. Er stieß mit dem Kopf ins Dickicht, doch sein massiger Körper passte nicht durch die eng stehenden Stämme. Das Klappern seiner Hauer mischte sich mit dem Rascheln und Knacken des Strauchwerkes. Johanna kannte das Geräusch. Wenn sie ihm jetzt zu nahe kam, würde er sie angreifen. Sein Kiefer war stark. Mit Leichtigkeit konnte er ihren Arm durchbeißen und mit seinen Hauern ihren Körper aufschlitzen. Nur zu gut erinnerte sie sich an die Magd des Nachbarhofes, die beim Pilzsammeln von einer Bache mit Frischlingen angegriffen worden war. Ihr Anblick war schauerlich gewesen. Ihre Eingeweide quollen aus ihrem aufgerissenen Bauch, und als man versuchte, alles wieder an seinen Platz zu drücken, starb sie.

»Guter Junge, ganz ruhig. Du weißt, was dir bald blüht, was?«, sprach Johanna sanft auf den Eber ein, während sie achtsam auf ihn zuging. Der Eber war nur noch wenige Fuß von ihr entfernt. Aufmerksam beobachteten seine kleinen, menschlichen Augen jede ihrer Bewegungen. Ab und an grunzte er und schlug mit seinem Kopf. Dann wendete er sich ab und suchte erneut nach einer Lücke in der Hecke.

Piet und Heiner näherten sich von der Seite. Piet trug ein Seil, und in seinem Hosenbund steckten ein paar Maiskolben. Heiner schulterte einen kräftigen Stecken und zog

Hofhund Rex an einem Strick hinter sich her. Der Hund humpelte und keuchte bei jedem Schritt und war viel zu alt, um einem Eber Respekt einzuflößen. Dieser hatte die zusätzlichen Verfolger bemerkt. Seine Flanken pumpten und seine Hauer klapperten noch kräftiger. Piet warf ihm ein paar Maiskolben entgegen. Das Tier witterte. Die Extrapolation Futter interessierte ihn, aber er widerstand dem Leckerbissen und behielt seine Häscher im Auge. Heiner schlich mit Rex hinter Johanna auf die andere Seite. Nun war der Eber umzingelt. Seine Gier machte ihn nachlässig, sein Hals wurde lang und länger, und plötzlich stürzte er sich auf die saftigen Kolben. Johanna und die beiden Knechte zogen den Kreis Schritt für Schritt enger. Als Rex knurrte, fuhr der Eber hoch. Hund und Schwein fixierten sich. Piet nutzte die Gelegenheit und warf die Schlinge, die er am ausgestreckten Arm gehalten hatte, über seinen Kopf. Als der Keiler bemerkte, dass er gefangen war, warf er sich wütend hin und her und schrie wie am Spieß. Die Schlinge zog sich dabei fester um seinen Hals. Piet und Heiner stürzten sich auf den Keiler und drückten ihn mit ihrem Gewicht nieder. Das Schwein ging in die Knie und Piet schnürte seine Klauen mit dem Tau zusammen, das nach wie vor an seinem Hinterbein hing. Als der Eber hilflos auf der Seite lag, schoben sie den Stecken zwischen Vorder- und Hinterläufen hindurch und hievten die schwere Last auf ihre Schultern. Das Geschrei des Tieres, das kopfüber an der Stange hing, ging Johanna durch Mark und Bein. Erst als die beiden Knechte den Keiler in seinen Koben verfrachtet hatten, wurde es endlich wieder still.

Johanna eilte zurück zum Gemüsegarten. Der Zwischenfall hatte viel zu lange gedauert, und die Rüben mussten noch in die Scheune gebracht werden, bevor es zu dunkel wurde. Sie hob den mit Rüben gefüllten Korb, um ihn zum Haus zu tragen, aber er war zu schwer für sie allein und rührte sich nicht von der Stelle. Hilfe suchend hielt sie nach ihrer Mutter Ausschau. Die Bank, auf der sie gesessen hatte, war leer. In der Aufregung hatte sie überhaupt nicht mehr an sie gedacht. Johanna ließ alles stehen und liegen und suchte den Garten ab. Danach rannte sie über den Hof, zum Misthaufen, der Remise und dem Ententeich. Als sie sie auf dem Hofgelände nicht fand, eilte Johanna zum Haus. Auf dem Weg verlor sie mehrmals ihre lehmigen Botten, lief zurück, um sie einzusammeln und rannte schließlich barfuß weiter. In großen Sätzen sprang sie die Stufen hinauf ins Haus und rannte von Zimmer zu Zimmer. Nirgends war ihre Mutter zu finden. Atemlos trommelte Johanna das Gesinde zusammen und wies es an, Scheunen und Stallungen abzusuchen. Kein Winkel durfte vergessen werden. Sie selber rannte über den Hofplatz und schlüpfte durch die Remise zu Veits Kate. Vielleicht war die Mutter bei ihm. »Veit, Veit!«, trommelte sie gegen das verwitterte Holz und wartete auf eine Reaktion, dann drückte sie die Klinke nieder und stieß die Tür auf. Ihre Augen mussten sich an das schummrige Licht gewöhnen. An den Seiten der mit Lumpen verhängten Fenster drang das Licht der Laternen vom Hofplatz ins Zimmer.

Veit lag auf seiner Pritsche und schnarchte. Im Licht

einer Kerze glänzte ein Speichelkauen, der aus seinem halb geöffneten Mund lief. Als er sich auf die andere Seite drehte, schwankte das grob gezimmerte Bett, das an seinen vier Ecken auf je einem Stapel Ziegelsteine ruhte. Das Holz des Rahmens schabte bei der Bewegung an der Zimmerwand entlang und Kalkstückchen bröselten auf die Decke. »Mutter ist verschwunden! Du musst uns helfen«, sprudelte sie und rüttelte Veit an der Schulter, bis der endlich die Augen aufschlug. Während Johanna zusah, wie Veit sich behäbig unter seinen Lumpen hervorschälte, löste sich die Hoffnung, ihr Bruder würde die Suche in die Hand nehmen, in Luft auf. »Gleich, vielleicht, mal sehen«, brummte Veit und gähnte ausgiebig. *Typisch Veit.* Johanna wartete nicht länger, rannte zum Haus zurück und durchkämmte alles von Neuem. Selbst vor dem Arbeitszimmer ihres Vaters, das in seiner Abwesenheit niemand betreten durfte, machte sie nicht halt. Sie flitzte durch die Küche, schaute hinter den Stapel mit Brennholz und steckte ihren Kopf in den Kaminschlott, obwohl sie wusste, dass das Quatsch war. Genauso verfuhr sie mit den Schränken in der Speisekammer, in denen die Gläser mit eingemachten Kirschen, Pflaumen und Mirabel- len lagerten. Danach sprang Johanna hinab in den Keller. Sie hatte das dunkle und feuchte Gelass mit den vielen Spinnen schon lange nicht mehr betreten und schickte Els, wenn etwas gebraucht wurde. Doch jetzt überwand sie sich. Sie sah einen Schatten, etwas bewegte sich hinter dem Fass mit den gesalzenen Gurken. »Mutter?« Johannas Stimme zitterte. Langsam tappte sie aus dem Licht-

kegel ins Dunkel. »Mutter? Bist du hier?« Außer ihrem eigenen Atem war da nichts. Sie tastete sich voran und zog das Fass von der Wand. Ein Augenpaar, aufgerissen vor Angst, starnte ihr entgegen.

»Sag's niemandem. Es ist doch nur wegen Vater«, jammerte die Stimme.

»Ruth? Was machst du hier?« Johanna griff nach dem Arm der Magd, die über viele Jahre eine ihrer Spielkameradinnen gewesen war, und zog sie vom Boden hoch. Würste und ein Schinken purzelten aus ihrer Schürze auf den Boden. Johanna blickte auf das Diebesgut, dann auf Ruth, die mit hängenden Schultern dastand. Einen Moment wusste sie nicht, was sie tun sollte, dann zog sie Ruth zu sich und tätschelte ihren Rücken. Der Körper der Magd zitterte unter Johannas Händen »Ich sage nichts, aber tu das nie wieder. Wir finden eine Lösung.« Ruths Mutter war bei der Geburt eines ihrer Kinder, die sich Jahr für Jahr ankündigten, im Kindbett gestorben, und Ruths Vater trank zu viel. Seit Jahren musste Ruth schuften, um sich und ihre Geschwister durchzubringen. »Hilf mir jetzt, meine Mutter zu suchen.« Sie ließ Ruth stehen und rannte die Kellertreppe hinauf. Die Magd folgte ihr.

Mittlerweile war der ganze Hof in Aufregung und das Gesinde rannte mit Fackeln und Laternen kreuz und quer über das Gelände. Johanna mochte gar nicht daran denken, was passieren konnte, sollten sie ihre Mutter nicht finden. In der Dunkelheit trieben sich Wilderer und anderes Gesindel in den Wäldern herum. Warum war der Vater ausgerechnet an diesem Tag gen Gut Kohövede

aufgebrochen, um einer Jagdgesellschaft das Wild entgegenzutreiben, damit sie es einfacher schießen konnten. Die Zechgelage nach erfolgreicher Jagd waren legendär, und sie rechnete nicht mit seiner baldigen Heimkehr. Es war an ihr, die Sache in die Hand zu nehmen und die Hausherrin zu geben. Sie fühlte sich, als würde ein Mühlstein sie niederdrücken, dann atmete sie mehrmals tief durch und ging auf die Freitreppe hinaus.

»Hört mal her.« Sie formte die Hände vor ihrem Mund zu einem Trichter und versuchte, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. Ihre Worte hallten von den Wänden der Scheunen. Wippende Laternenlichter und das Getrappel von Holzbotten näherten sich, dann blickte Johanna in die erwartungsvollen Augen ihrer Leute, die sich am Fuße der Treppe versammelt hatten. Das Licht ihrer Laternen tanzte auf ihren Gesichtern. Johanna räusperte sich. »Wir müssen uns aufteilen und auch außerhalb des Hofes nach ihr suchen«, bestimmte sie. »Piet, spann die Stute vor den Milchkarren, und fahr zur Kälberweide. Wenn du sie dort nicht findest, suchst du Richtung Hohlgrund und Kummerteich. Mach schnell, bevor es stockdunkel ist.«

Der Knecht hastete zum Stall. »Marten und Heiner nehmen den Leiterwagen mit dem alten Fritz. Der läuft den Weg auch alleine. Ihr sucht die Gegend um Booknis bis runter zum Strand ab. Die Frauen bleiben in der Nähe und durchkämmen die Wiesen und das Wäldchen auf der anderen Seite der Allee. Nehmt Rex mit, der knurrt immerhin, wenn Gefahr droht.«